



Pierre
Jarawan

Frau im
Mond

EXKLUSIVE
LESEPROBE

Roman

berlin

A portrait of Pierre Jarawan, a man with dark hair and light eyes, wearing a black t-shirt. The background is a solid brown color.

Pierre Jarawan

Pierre Jarawan wurde 1985 in Amman, Jordanien, als Sohn eines libanesischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren. Seine Romane »Am Ende bleiben die Zedern« (2016) und »Ein Lied für die Vermissten« (2020) wurden mit Preisen bedacht, in zahlreiche Sprachen übersetzt und sind internationale Bestseller.

Er lebt mit seiner Familie in München.

Die Geschichte, wie ich sie kenne, geht so: Während Dana, unsere Mutter, auf der Fähre nach Longueuil zwischen zwei Brücken zwei Kinder gebar, stieg unser Großvater Maroun einige Kilometer entfernt die Feuertreppe des Seniorenwohnheims *New Hope* hinauf, um eine Rakete zu zünden. Dana trug ein Hochzeitskleid, Großvater seinen besten Anzug und Hut. Es gibt ein Polaroid, das Jules, unser Vater, aufgenommen hat. Es zeigt Dana auf Deck, kurz nach der Entbindung. Von Großvater gibt es ebenfalls ein Foto. Es findet sich auf Seite elf der *Montreal Gazette* vom 5. August 1986 und zeigt ihn im Moment seiner Verhaftung.

Unsere Eltern waren in diesem Sommer beide 34 Jahre alt und zum Unverständnis einer Heerschar von Verwandten und Freunden noch immer unverheiratet. Dabei boten Dana und Jules selbst hoffnungsvollsten Romantikern kaum Anlass zum Optimismus. In den 15 Monaten ihrer Beziehung hatten sie es vollbracht, drei Mal umzuziehen, sich zwei Mal zu trennen und einmal schwanger zu werden. Es war, als habe Amor die beiden füreinander bestimmt, seinen Pfeil aber sturztrunken abgeschossen. [...] Was auch immer die beiden zum Heiratsentschluss bewog: Es scheint einer jener Zufälle zu sein, die nur das Leben bietet und die allen guten Geschichten zugrunde liegen, dass sie den 4. August als Datum wählten.

»Anscheinend hatte ganz Montréal vor, an diesem Tag zu heiraten«, erzählte Mutter. »Wir hatten keine Feier geplant, das Drumherum fiel weg; aber wir bekamen keinen Termin im Standesamt.«

Anstatt auf ein anderes Datum auszuweichen, schlug Jules vor, die Fähre vom Old Port of Montréal nach Longueuil zu nehmen, um die Eheschließung im dortigen Amt zu besiegeln. Dana willigte ein. Sie war erst in der 29. Woche. Bis auf einen Hang zu wirren Träumen und Kurzatmigkeit, gab es für sie keine Beschwerlichkeiten. Die Strecke über den Fluss war sieben Kilometer lang. Was sollte da schiefgehen?

Zur selben Zeit verfolgte unser Großvater seinen eigenen Plan. Um ihn umzusetzen, trug er sich drei Wochen in Folge für den Küchendienst im Seniorenwohnheim ein. Das New Hope hatte einen Speisesaal. Jeden Abend ab 17:30 Uhr reihte man sich vor der Theke ein, wo Köche das Essen auf die Teller gaben. Es gehörte zum Konzept, sich als Bewohner einbringen zu können. Es gab Beete, die gepflegt, Bücher, die sortiert werden wollten. Und es gab den Küchendienst. Im Durcheinander von Alltagsgesprächen und Besteckklirren schob Großvater Abend für Abend einen Geschirrwagen vor sich her, räumte dort ab, wo jemand aufgestanden war, wischte Krümel von Tischen und hielt sich ansonsten im Hintergrund. Das konnte er gut. Wir kannten ihn als plaudernden, herzlichen Mann, doch das war er vor allem im Kreis der Familie. Für die Bewohner war Maroun el Shami wie ein Buch im Regal, an das man nur über eine Leiter herankam. Zwar grüßte er höflich, blieb jedoch nirgendwo länger stehen. Wenn er sich auf die Spieleabende einließ, mittwochs im 3. Stock, setzte er sich stets vor das Schachbrett, bis sich jemand fand, der es als das annahm, was es

war: die Einladung, gemeinsam zu schweigen. Als er mit der Umsetzung seines Plans begann, war er unsichtbar geworden. Die Leute hatten aufgehört, ihn in Gespräche verwickeln zu wollen. Und so nahm auch niemand Notiz von dem Rucksackbeutel, den er über der Schulter trug: leer, wenn Großvater den Küchendienst begann, leicht ausgebeult, wenn er den Speisesaal verließ.

Etwas kann so oft und eindrücklich erzählt werden, dass man meint, sich selbst an die Ereignisse zu erinnern. Wir bekamen die Geschichten bereits als Kinder zu hören, und über die Jahre wurden sie bei verschiedenen Anlässen wieder und wieder geschildert. Ursprünglich waren es zwei. Doch mit der Zeit verbanden sie sich zu einer Erzählung.

»Ist die Rakete echt so weit geflogen?«

»Kam wirklich ein Fremder aus Michigan vorbei?«

»Ist der Krankenwagen mit Blaulicht gefahren?«

»Hat Abu Hamza Rache geschworen?«

Immer wieder stellten wir unsere Fragen, auch wenn wir die Antworten kannten. Selbst nach Jahren hofften wir, den Erwachsenen noch etwas Unerwartetes zu entlocken.

Für unsere Mutter muss es ein aufreibender Sommer 1986 gewesen sein. Nicht nur wegen der Temperaturen, unter denen die Stadt schwitzte, sondern auch weil es ein Sommer der Veränderungen war. Die Schwangerschaft, natürlich. Ihr Körper. Die nahende Trauung. Aber jetzt kam mit dem Rückzug von der Arbeit auch

ein selbstaufgelegtes Innehalten hinzu, und das war Dana nicht gewohnt. Als Kinder wuchsen wir in einem engen Häuschen auf, weit außerhalb des Stadtkerns. Es hatte verwinkelte Zimmer, schiefe Treppen und Türrahmen, und da es im Schatten größerer Häuser stand, schien kaum einmal die Sonne in unsere Fenster. Doch dank der Fähigkeit unserer Mutter, in Räumen Dinge zu sehen, war es ein schönes Haus. Es wandelte sich mit den Jahreszeiten. Es war diese Fähigkeit, mit der Dana sich Mitte der 70er-Jahre einen der raren Jobs in Montréals Filmindustrie gesichert hatte. In Hollywood fand damals eine Zeitenwende statt. Junge Regisseure rebellierten gegen das System der großen Studios. Namen wie Friedkin, Bogdanovich, Polanski, Scorsese oder Coppola machten die Runde, und mit den Geschichten, die sie erzählten, sickerte das echte Leben in die Filme ein: moralische Verwerfungen, scheiternde Helden. Montréal war gerade dabei, sich einen eigenen Namen zu machen. Seit jeher war die Stadt Anziehungspunkt für Menschen aller Herkunft gewesen, um sich hier niederzulassen oder als Tor nach Westen, und diese Einflüsse hatten das Stadtbild geprägt. Die Regisseure, die nun auf die Bildfläche drängten, noch ohne Zugriff auf die großen Budgets, fanden in Montréal eine Stadt, die jede Stadt der Welt zu sein vermochte. Dana fand einen Job als Locationscout in einer Produktionsfirma, was sämtliche Verwandte vor Stolz beinahe platzen ließ und zu der Annahme verleitete, sie werde bald mit Marlon Brando beim Frühstück sitzen. Und falls nicht, könnte sie ihren Angehörigen fortan zumindest freien Eintritt in jedes Kino

der Stadt verschaffen.

Anfangs, das gab Vater später zu, war er wenig begeistert gewesen von der Idee, ein Kind in die Welt zu setzen. [...] Jules' Zweifel verflogen erst, als er Dana an einem verschneiten Tag Anfang März zum Ultraschall begleitete. Ihre Hand lag in seiner. Schneeflocken schmolzen auf ihren Jacken und tropften auf den Boden des Untersuchungszimmers. Er sah auf das Monitorflimmern, hörte das Herz seines Kindes schlagen. Und fand es unglaublich. Als er im Kollegenkreis davon erzählte, imitierte er das Pochen, indem er mehrmals schnell gegen einen Pfannenboden klopfte. Jules arbeitete für ein Filmstudio. Er bereitete nicht nur Mahlzeiten für die Crew vor, die sich in den Drehpausen an langen Tischen traf, sondern auch das Essen für Szenen des Drehs. Das Sandwich zum Beispiel, in das Stacy Keach als Huntley McQueen in *Two Solitudes* beißt, hat unser Vater geschmiert. Natürlich hielt er die Bedeutung von Essen im Film für maßlos unterschätzt. Scorseses *Raging Bull* fand er in erster Linie wegen des falsch gebratenen Steaks interessant, das Jake LaMotta, gespielt von Robert De Niro, ausrasten lässt. Die Hummer-Szene in *Annie Hall* fand er nicht Woody Allens gespielter Angst wegen toll, sondern weil er nie zuvor so makellose Scherentiere auf der Leinwand gesehen hatte. Am liebsten aber mochte er den Anfang von *Breakfast at Tiffany's*, als Audrey Hepburn 59 Sekunden nach Filmbeginn in einen dänischen Plunder beißt und sich dabei zur Melodie von *Moon River* im Schaufenster spiegelt. »Dieses Gebäck«, sagte er, trage »den gesamten Film. Besser wird's nicht mehr.«

Die Untersuchung jedenfalls ließ die Dinge, die Jules wichtig waren, auf unerwartete Weise zusammenkommen. In den Tagen nach dem Ultraschall begann er, in Lebensmitteln Föten im Zustand der 8. Woche zu sehen: in Brombeeren, Shrimps oder Kidneybohnen. »Ist doch nicht zu glauben«, murmelte er jedes Mal. Seine Sorgen machten Vorstellungen von einer Zukunft Platz, die gar nichts Erschreckendes mehr hatten. Die Unsicherheit kehrte nur kurz zurück, als er Dana zum nächsten Termin begleitete, wo der Ärztin ein »Hoppla« entfuhr, gefolgt von einem: »Da ist ja noch eins.«

[...]

Vor seiner Verhaftung am 4. August hatte Großvater nur einziges Mal die Aufmerksamkeit der anderen Heimbewohner erregt. Im Januar 1986, als er plötzlich aus der hintersten Reihe des Fernsehzimmers aufstand, nach vorn ging und die Dame mit der Fernbedienung bat, noch einmal auf einen Sender zurückzuschalten, den sie gerade übergangen hatte. Die Dame reagierte verduzt – sie hatte diesen Mann noch nie sprechen gehört. Aber sie tat ihm den Gefallen. Zu sehen war ein Nachrichtenprogramm. Zwei Moderatoren starrten auf eine Rauchsäule am Himmel. Großvater wusste sofort, was passiert war. Er hatte sich vorgenommen, den Start der *Challenger* live zu verfolgen, doch er war 79 Sekunden zu spät. Die Moderatoren sagten nichts. Schauten nur zu, wie sich der Rauch über den Himmel verteilte. Und dann die knisternde Stimme des per Telefon verbundenen Reporters, der verkündete:

»Flight director confirms, the vehicle has exploded.« Die Dame mit der Fernbedienung blinzelte Großvater an. Seine Aufmerksamkeit aber galt allein der Mattscheibe. Ob es das Ausmaß der Tragödie war, das ihn eine Träne verdrücken ließ, oder die Tatsache, dass niemand sonst davon ergriffen schien, ist unklar. Klar ist, dass es eine dieser Episoden war, die einem später als bedeutsam einfallen. So muss es Noah Trembley (83) gegangen sein, der im eingangs erwähnten Zeitungsartikel als Zeuge zu Wort kommt. Darin kombiniert er seine Erinnerungen an den Fernsehabend mit Großvaters Raketenbau und folgert: *Es muss da ein Faible gegeben haben.*

Willkommen im Seniorenwohnheim New Hope. Wir bieten Ihnen Wohn- und Lebenskultur auf hohem Niveau in einem der schönsten Stadtteile Montréals. Geschäfte, Banken, Ärzte und Cafés: All das finden Sie in unmittelbarer Nähe. Gestalten Sie Ihr Leben frei und selbständig, genießen Sie die Gesellschaft anderer Senioren. Und verlassen Sie sich auf unsere Unterstützung, sobald Sie diese brauchen: Überzeugte Köche, unkomplizierte Hausmeister und liebevolle Pflegekräfte freuen sich darauf, Ihnen einen unbeschwerten Lebensabend zu bereiten. Großvater hatte diese Beschreibung mehrfach gelesen. Bei einem seiner Spaziergänge im Parc du Mont-Royal hatte der Prospekt in der Auslage eines Kiosks gelegen. Im Herbst 1985. Anschließend hatte er eine Pro- und Kontra-Liste erstellt. Pro: - Montréal, - Cafés, - frei und selbständig, - überzeugte Köche. Kontra: - Ärzte, - andere Senioren, - Lebensabend.

»Vier zu drei«, sagte er schließlich zu meinen Eltern. Sie saßen in dem winzigen Wohnzimmer, alle ein bisschen ratlos, aber auch erleichtert über die Aussicht auf eine Veränderung.

Unser Großvater Maroun stand im Herbst 1985 noch unter dem Eindruck der Beerdigung seiner Frau, unserer Großmutter Anoush, und Dana und Jules fürchteten, der Verlust werde ihn orientierungslos machen. Lina und ich haben unsere Teta leider nie kennengelernt. Wir kannten nur das Foto an der Wand, das eine Frau auf einer von Pinien gesäumten Anhöhe zeigte. Darüber hinaus war sie in Geschichten präsent, die Dana oder Großvater über sie erzählten, und die auf einen tieferen Kosmos verwiesen, der sich uns nie ganz erschloss. [...] Nach ihrer Beerdigung hatte Maroun wie ein Asteroid gewirkt, der ohne Umlaufbahn durchs Universum driftete. Er hörte auf, sich zu waschen und zu rasieren. Eines Sonntags im September griff die Polizei ihn in der Nähe des St.-Josephs-Oratoriums auf, weil man ihn für einen Obdachlosen hielt. Auf Danas Wunsch hin hatten unsere Eltern ihn bei sich aufgenommen.

Sie lebten nur ein paar Wochen zu dritt. Maroun im Schlafzimmer unserer Eltern, die beiden auf der Wohnzimmercouch. Dann, im Oktober 1985, kam er mit besagtem Prospekt nach Hause.

»Du bist zu jung fürs Altersheim«, sagte Dana.

»Das ist kein Altersheim, sondern ein Seniorenruhesitz«, wandte Maroun ein.

Sie erörterten die Vorteile: Er würde in ihrer Nähe bleiben, ohne dass sie das allzu wörtlich nehmen mussten. Er würde betreut sein,

falls nötig. Die größte Herausforderung bestand, wie sie bald feststellen mussten, darin, all die empörten Verwandten abzuwehren, die vorstellig wurden, als die Nachricht sich herumsprach. [...]

So kam unser Großvater also ins *New Hope*. Dort bezog er ein Zimmer mit Bad im 1. Stock, und allem Anschein nach schien er sich schnell einzufinden. Und das bringt mich zurück zu seinem Rucksackbeutel. Er hatte ihn beim *Was-Wann-Wo-Quizturnier* des lokalen Altenheimverbands gewonnen, offenbar im Versuch, während der ersten Tage nach seinem Einzug Bereitschaft zur Integration vorzutäuschen. Wir fanden den Rucksack erst viel später in einer Kiste auf dem Dachboden. Fortan hing er als Trophäe in unserem Kinderzimmer am Türhaken. [...]

Wenn die Heimbewohner gegangen waren, stapelte Maroun das Geschirr auf den Wagen. Der Speisesaal hatte einen Linoleumboden. Glühbirnen warfen Lichtinseln von der Decke, und er umkurvte sie mit dem Gefährt auf dem Weg in die Küche. Diese Abende verliefen in angenehmer Gleichförmigkeit. Auf den Fluren wurde es leiser. Das Personal für die Nachtschicht kam und zog sich mit den Pflegekräften für die Übergabe zurück. In den Zimmern wurden Fernseher eingeschaltet, Stimmen überlagerten einander durch die Etagenwände. Im Verlauf seiner drei Dienstwochen ließ Maroun 26 Packungen Backpulver aus der Küche mitgehen. Jedes Mal ein paar. Und auch etwa zwei Flaschen Essig schmuggelte er in dem Rucksack hinaus.

Dann, eines Abends Ende Juli, geschah etwas Unvorhergesehenes.

Für diesen Abend war der Speisesaal in einen Ballsaal umfunktio-
niert worden. Das Heim feierte Sommerfest. Den Tag über beob-
achtete Großvater mürrisch, wie die *unkomplizierten Hausmeister*
Tische und Stühle neu anordneten, auf Leitern stiegen, um Girlanden
aufzuhängen, und Paletten heranschleppten, aus denen sie eine
Bühne zimmerten. Mit Einbruch der Dunkelheit stand er an der
Tür, die in den Garten führte. Er hörte der Band beim Spielen, sah
den Bewohnern beim Tanzen zu.

»Sie hatten an drei Stellen im Saal die Lampenhalter abgeschraubt
und für diesen Abend Kronleuchter angebracht«, erinnerte er sich.
Doch einer der Kronleuchter fiel aus. Das spärliche Licht ließ den
Linoleumboden weich erscheinen, sodass die Illusion von Kerzen-
schein aufkam und damit eine nostalgische Abschlussball-
atmosphäre. »Die Gefahr, zum Tanz aufgefordert zu werden, war
einfach zu groß.« Maroun ging also in den Garten.

Damals wie heute war Montréal eine große Stadt. Aber die meis-
ten Hochhäuser, die jetzt das Stadtbild prägen, waren noch nicht
gebaut. Maroun blickte in dieser Sommernacht vom erhöhten
Punkt des New Hope auf die verstreuten Lichtsprengsel, der Gar-
ten lag in Dunkelheit. Er lebte so lange hier, dass es ihm leichtfiel,
sich von jedem Standpunkt aus zurechtzufinden. Die Perser, das
hatte er in der Schule gelernt, benannten die Himmelsrichtungen
nach Farben. Weiß der Westen, rot der Süden, grün der Osten,
schwarz der Norden. So hatte das Schwarze Meer seinen Namen
erhalten: *Mera Neagra*. Alte Seefahrer orientierten sich an Sternkar-
ten. In Montréal, dieser Insel im Sankt-Lorenz-Strom, genügten

ein offener Blick und ein paar Monate Erfahrung. Da, hinter den Hochhausschatten, lag Saint-Laurent, das Viertel seiner Kindheit, mit seiner Vielfalt an Gerüchen und Sprachen. Und dort, vom Turm des Einkaufszentrums eine Handbreit nach links, die Rue Guertin, wo seine Tochter, anstatt zu schlafen, in einem Katalog für Brautmoden blätterte. Wie ein Erzähler, der von einem erhöhten Punkt aus und im Abstand von Jahren seine eigene Geschichte besieht, stand Maroun da. Aber was für eine Geschichte war das? Und weshalb wurde er den Impuls nicht los, sich abwenden zu wollen? Warum gelang es ihm nicht, sich auf jene Orte zu fokussieren, an denen sich sein Leben auf eine Weise gewandelt hatte, die unverhofft und schön oder unglaublich und manchmal das alles gleichzeitig gewesen war? Natürlich kannte er die Antwort: Flucht. Denn die Stationen zu besehen, die ihn hierhergeführt hatten, bedeutete, sich auch an letzte Dinge zu erinnern. Das letzte Buch, das Anoush gelesen hatte. Das letzte Restaurant, in dem sie gewesen waren. Das letzte Mal, als er das Zimmer auf der Intensivstation betreten hatte. Der letzte schwache Händedruck. Man komme darüber hinweg, versicherten die Leute. Und vielleicht stimmte das sogar. Aber Maroun ahnte, dass man diesen Zustand dunkler Verlorenheit nicht unversehrt überwand, mit einer Rückkehr ins Licht wie in einer Rakete, die hinter der abgewandten Seite des Mondes hervorkam und in den Sonnenaufgang glitt. Es war wohl eher wie in einer Raumkapsel bei der Rückkehr zur Erde: Man wurde durchgeschüttelt bis zur Besinnungslosigkeit, während die eigene Hülle in Flammen stand und die Welt sich Mühe gab, einen

auszubremsen, und wenn man schließlich landete, dann mit ramponiertem Fallschirm, kopfüber und in einem Ozean, in dem man nur mit Glück nicht versank.

Aus dem Speisesaal drang das Lachen der Tanzenden. Hinter der Hecke hielt ein Müllauto. Sein Signallicht tauchte den Rasen in schmutziges Gelb. Maroun seufzte. Er sah zum Mond, der als dünne Sichel am Nachthimmel stand. Seine Schattenseite war als aschgraue Fläche zu erahnen. [...] Wie hatte Ralph Waldo Emerson es einst formuliert? *Jeder Geist baut sich selbst ein Haus und jenseits dieses Hauses eine Welt und jenseits dieser Welt einen Himmel.* Am Ende drehte sich alles um Projektionen, Sehnsüchte, Ängste. Deshalb war er, Maroun, doch auch hier, oder nicht? Auf engstem Raum mit seinen Liebsten sehnte man sich nach der Stille eines eigenen Zimmers, und in der Stille wünschte man sich die Beengtheit zurück. Von der Erde aus bewunderte man den Mond und vom Mond aus die Erde. Es war doch immer Dasselbe. Maroun lächelte grimmig. Vor der Hecke setzte das Müllauto sich in Bewegung, das gelbe Licht verschwand.

Und in diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Erschrocken fuhr Maroun herum. Er starrte den Notfallhörer an, der da an der Außenwand befestigt war. Er wartete. Sah sich um. Hatte jemals jemand auf diesem Ding angerufen? Und falls er sich das Klingeln nicht einbildete, läuteten dann gerade alle Notfalltelefone im Heim? Er sah die umherwirbelnden Bewohner im Tanzsaal. Einige Pfleger saßen auf Stühlen und klatschten weiter im Takt der Musik. Das Klingeln schrillte durch den Garten. Fünf

Mal. Sieben Mal. Als Maroun den Hörer lang genug angestarrt hatte, nahm er schließlich ab.

»Hallo?«

»Ja ... bitte?«, fragte eine Stimme, schwer zu verstehen.

»Könnten Sie das vielleicht wiederholen?«, fragte Maroun zurück.

Es rauschte und knisterte. Die Verbindung war schrecklich.

»Wer spricht da?«, fragte die Stimme. Offenbar von einer Frau.

»Sie müssen sich verwählt haben«, sagte er.

»Oh«, die Frau am Ende der Leitung lachte. »Ich hätte schwören können, Sie haben mich angerufen.«

Er schüttelte den Kopf. Dann wurde ihm die Sinnlosigkeit dieser Geste bewusst, also schob er nach: »Nein, Sie haben im New Hope angerufen.«

»New Hope?« Die Frau schien zu überlegen. »Das Altersheim?«

»Es ist kein Altersheim, es ist ein ...«

»Seniorenruhesitz«, unterbrach ihn die Frau. »Verzeihung.« Sie klang heiter. »Sind Sie noch dran?«

Maroun nickte. Das war er. Aber etwas in ihm war ins Wanken geraten. Sicherheitshalber lehnte er sich an die Wand. »Tut mir leid«, sagte er leise, »Ihre Stimme ...«, er zögerte, holte Luft, »Sie erinnern mich an eine Person, die ich sehr liebte und die vor Kurzem gestorben ist.«

»Oje«, sagte die Frau, »ich hatte mich schon gefragt, was mit Ihnen los ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie wirken nicht besonders glücklich.«

Das Rauschen hatte das letzte Wort fast verschluckt.

»Nun ja«, Maroun räusperte sich erneut. Was antwortete man auf so was? Glück war nie ein Wort gewesen, das zu seinem gängigen Wortschatz gezählt hatte. Er hatte nie darüber nachgedacht. Er war traurig, aber waren *traurig* und *unglücklich* dasselbe?

»Also«, sagte die Anruferin gutgelaunt, »wem klinge ich denn so ähnlich?«

Maroun zögerte. »Meiner Frau.«

Eine Pause entstand. Als sie nun sprach, klang ihre Stimme milder.

»Und macht es Sie glücklich, von ihr zu hören? Also, von mir?«

»Ja«, sagte er. »Das macht es.« Und es stimmte. Diese Stimme war undeutlich und möglicherweise durch das Knistern verfälscht, aber sie klang wie die von Anoush. Er blinzelte in den Garten. Das Mondlicht warf ein unregelmäßiges Schattenmuster ins Gras.

»Wenn du bei Nacht in den Himmel schaust, wird es dir sein, als lachten alle Sterne, weil ich auf einem von ihnen wohne ...«, hörte er die Frau sagen.

Er schwieg und schloss die Augen, hoffte, die Anruferin würde einfach weitersprechen.

»Das sagt der kleine Prinz in der Kindergeschichte, bevor er die Erde verlässt.«

»Das wusste ich nicht.«

»Bisschen kitschig«, sagte die Frau, »aber trotzdem eine schöne Metapher, nicht wahr?«

»Die Verbindung ...«, sagte Maroun.

»Sie ist sehr schlecht, ich weiß.«

Er nickte. »Es klingt, als riefen Sie ... vom Mond an.«

Sie lachte. Selbst ihr Lachen klang nach Anoush. »Sie glauben nicht, wie oft mir das gesagt wird.«

Jetzt lächelte Maroun. Wann war ihm das zuletzt passiert, einfach über etwas zu lächeln, ohne dass es begleitet wurde von einem deutlichen Gefühl des Verrats? »Sie haben von einer Metapher gesprochen«, sagte er und öffnete die Augen wieder, »eine Metapher wofür?«

»Ist das nicht offensichtlich?«

»Ich würde es gern von Ihnen hören.«

Stille. Rauschen. Knistern. Er konnte nicht sagen, wie er darauf kam, doch er war sicher: Auch die Anruferin lächelte.

»Wir überwinden Verluste, indem wir uns erinnern. So halten wir die, die wir verloren haben, am Leben.«

»In unseren Geschichten.«

»Ja«, sagte die Anruferin. »In unseren Geschichten.«

Das Schattenmuster auf der Wiese verschwand, als eine Wolke sich vor den Mond schob. Im selben Augenblick wurde das Licht im Speisesaal weiter gedimmt. Die Tanzenden rückten näher aneinander heran, und durch den Spalt der Tür drangen Klaviermusik und die wunderbare Stimme der Sängerin: *That's an age-old story / Everybody knows that's a worn-out song / But you and I are changing that tune ...*

»Barbra Streisand«, sagte die Anruferin.

»Eine Coverband ...«

»So ein Zufall«, sie klang gebannt, »das ist mein Lieblingslied.«

Die Verbindung wurde offenbar schlechter. »War schön, mit Ihnen zu reden«, hörte Maroun sie sagen, leise.

Er schluckte. »Finde ich auch.«

Das Lied schwoll an: *We're learning new / rhythms from the woman / I said the woman in the moon ...* Und dann war es still in der Leitung. Maroun wartete. Er horchte. Aber die Stimme war verschwunden.

(Diese Leseprobe ist eine leicht modifizierte und gekürzte Fassung des Romananfangs, längere Auslassungen sind mit eckigen Klammern gekennzeichnet.)